

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Band: 4 (1911)
Heft: 1

Artikel: Sozialist und Pfarrer
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406157>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Volkshäretiker.

Religion soll in einer vernünftigen Gesellschaft der Zukunft befähigt Privatwirtschaft sein. Die Sozialdemokratie kann diesen Grundgedanken aufstellen, denn ihr Ideal, die klassenlose Gesellschaft, wird es verhindern, daß die Religion ein Herrschaftsmittel der Großen dieser Erde wird. Kleine Epigonen der großen Sozialisten verstehen dieses Zündmetallprinzip in dem Sinne, daß die Religion auch schon in der gegenwärtigen Gesellschaft Privatwirtschaft sein soll. Dies ist natürlich ein Unfug, der mit der sozialistischen Weltanschauung in keinerlei logischen Zusammenhang steht. Die Religion der Gegenwart, das ist die Kirche und diese ist in der Klassengesellschaft eine gesellschaftliche Macht und darum ein Faktor sozialer Unterdrückung, deren Bekämpfung ja Sache der Sozialisten sein soll. Wer ein wenig hinter die Kulissen zu schauen vermag, der weiß, daß die offiziellen Sozialdemokratieführer ebenso gute „Heiden“ sind wie wir, daß sie aber aus wohlstrategischen Motiven die Religion unserer Zeit zur Privatwirtschaft stemmen. Solange die Religion nur in dem schwächlichen Aufzug der evangelischen Landeskirche auftrat, war diese Haltung der sozialdemokratischen Führerschaft zwar nicht gerade im Einklang mit der sozialistischen Weltanschauung, aber praktisch ungeschädlich. Unsere Landeskirche vermag nun das religiöse Bedürfnis der Massen nicht zu befriedigen, das sieht jeder Kenner der Verhältnisse. Eine nichtfrühdliche Befriedigung der seelischen Bedürfnisse ist den Arbeitermassen nur dann gegeben, wenn sie Gelegenheit haben, sich intensiv in der Arbeiterbewegung zu betätigen, wozu natürlich unter landlichen Verhältnissen heutzutage noch keine rechte Gelegenheit besteht. Es ist deshalb nur logisch, wenn diese Proletarier den Sekt en zuströmen und wenn ihre Ausbeuter sich dieser Strömung bemächtigen.

Seitdem im Zürcher „Volkshäretiker“ an Stelle gefühlvoller Kenntnis der proletarischen Seele die kühle nüchternere Rechnung des politischen Strategen eingezogen ist, wird selten einmal in dessen Spalten der sozialen Gefährlichkeit der Religion gedacht. Der neue Redaktor meint halt wie so viele andere Gebildete unserer Zeit, die auch unserer Bewegung fremd gegenüberstehen, daß alle die proletarischen Leser falls eine gebogene naturwissenschaftliche Bildung besitzen, und so wie sie mit der Religion und der Kirche „fertig“ sind. Wir entnahmen uns beispielsweise, mit welcher häßlichen Schadenfreude der Bericht der Kirchensynode über den Rückgang der Austrittsbewegung im vergangenen Jahre 1909 in diesem Arbeiterblatte wiedergegeben wurde. Wer aber die Landeskirche beibringt und begünstigt, der darf sich nicht entzweien, wenn der feierliche Mahnung in sich greift und der Arbeiterklasse die moralisch wertvollen Elemente der Landschaft raubt. Deshalb mutet es uns recht merkwürdig an, im „Volkshäretiker“ folgenden Volkshäretiker aus dem Zürcher Oberland zu lesen:

Nachdem der Einleiter konstatiert hat, daß die Gewerkschaftsbewegung im Zürcher Oberland unter den Zerkütern keine Fortschritte gemacht hat, fährt er fort:

„Man kann nämlich im Oberland und besonders im Köpftal die Beobachtung machen, daß fast bei jeder Fabrik eine Kapelle oder sonst ein religiöses Versammlungshaus steht, und daß gewöhnlich die Leiter und Direktoren der Establishmente auch solchen religiösen Gemeinschaften angehören, wie das in Müli, Wald, Bauma und vielen anderen Orten zu konstatieren ist. Das ist schlußfolgerndes Unternehmerr die Verdrümmungsanstalten in jeder Hinsicht unterfertigen, und die finanziellen Mittel nicht scheuen, oft von sich aus solche Sekt enprediger anzustellen und zu bejehden, ist leicht begreiflich, aber auch sehr bezeichnend für die traurige Tendenz dieses heuchlerischen falschen Christentums, das sich in den Dienst des Mammons und der Ausbeuter stellt. Dem Einfluß der Sekt en haben wir es zum großen Teil zu „verdanken“, daß die zum knetischen Denken erzeugten Zerküternbetriebern in der Mehrzahl der Organisations noch fernstehen und mit lammfrommer Geduld ihr elendes Schicksal ertragen. Darin besteht ja die Aufgabe vieler frommer Apostel, den armen Leuten Zufriedenheit und Demut als höchste menschliche Tugenden zu predigen, und sie aufs „bessere Jenseits“ zu betreffen. „Selig sind die Armen und Notleidenden, denn ihrer harret das Himmelreich“, so predigen salbungsvoll die Himmelstportner des Unternehmer-Christentums, und machen dabei verständnislos einen untertänigen Blickling vor den reichen Geldsäcken, die vorderhand die irdische Glückseligkeit nicht mit einem besseren Jenseits vertauschen wollen. Die Dunkelmänner haben bis auf den heutigen Tag verlernt, das Landproletariat auf einer niedrigen geistigen Stufe zu erhalten und es durch Verbreitung von allerlei Schauerwärmern über die „gottlosen, gefährlichen Sozialdemokraten“ gegen diese aufzubringen, was ihnen zum Teil auch gelungen ist. Das organisierte häßliche Proletariat hat lange nicht mit so viel Schwierigkeiten und Vorurteilen zu kämpfen, wie die Organisationen in Landgemeinden, wo viele Arbeiter aus Furcht vor Maßregelung es nicht einmal wagen, an einer Arbeiterversammlung teilzunehmen. Das hat anlässlich des kürzlich hier stattgefundenen Vortrages von Genosse Nationalrat Eugster der schlechte Besuch von Seiten der Zerküternbetriebern wieder bewiesen, die doch noch extra durch Flugblätter zu jener Versammlung eingeladen worden waren.

Daß in gewissen „gut christlichen“ Betrieben Ohrfeigen und Schimpfwörter an der Tagesordnung sind und minderjährige Mädchen oft zu einer 12—14stündigen Arbeitszeit gezwungen werden, unbekümmert um das Arbeitermenschengesetz, nur nebenbei zur bessern Charakterisierung der Verhältnisse. Es wäre gewiß an der Zeit, solchen „christlichen“ Betriebsleitern die Henschlermaske herunterzureißen und ihre traurige Moral öffentlich an den Pranger zu stellen. Wenn man zu der Unterernährung, welche unausbleibliche Folge der Hungerlöhne dieser „Christen“ sind, noch die hygienisch nicht immer einwandfreien, oft sehr ungesunden Arbeitslokale in Betracht zieht, muß man sich nicht verwundern, wenn die Meidenschaft und die Proletarierfrankheit unter den Fabrikarbeitern beinahe epidemisch

auftritt, und man hier und da geradezu mitleidsregende Gestalten von Menschen sieht.“

Wir sehen also aus diesem Bericht, daß bei diesen Leuten sogar der „Weberpfarrer“ nicht mehr hilft, denn diese Leute sind durch die Religiosität allem Fröhlichen entfremdet. Der Entwicklungsgang von der Landeskirche zur Sekte ist spezifisch proletarisch. Auch im Zürcher Oberland hat der Arbeiter kein rechtes Vertrauen zum Staat und darum greift er zur Selbsthilfe. Da der Arbeiter dieser Gegenden seine soziale Frage nicht durch wirtschaftliche Verbesserungen, sondern durch fleißiges Beten „löst“, so gründet er eine Kapelle. Daß die Industriellen dem Rechnung tragen und die Sekt en finanzieren, macht ihrer Geizhalskenntnis alle Ehre und zeigt die Widerständigkeit des Sprüchleins von der Privatkapital.

Ein ausländischer Freund, dem ich den Volksrechtartikel zeigte, sagte mir verwundert: „Ich dachte, bei Euch in der Schweiz sei der Besuch der Volksschule obligatorisch und sei die Lehrerbildung nicht in den Händen der Kleriker, wie bei uns.“

Ich antwortete ihm: „Lieber Freund, bei uns gab es einmal eine liberale Volksbewegung, die befreite die Schule von der Bevormundung des Pfarrers, das war vor achtzig Jahren. Dann gab es eine demokratische Volksbewegung, die der Lehrerschaft viel Autonomie gab, daß sie den Lehrplan von sich aus festsetzen konnte, das war vor vierzig Jahren. Dann kam die sozialistische Arbeiterbewegung, sie erkannte darauf, daß ein Sozialdemokrat die Leitung des Unterrichtsverens in die Hände nahm, das war vor einem Jahrzehnt.“

Mein Freund, der aus einem Lande stammt, wo man die Politik nicht so bloßiert und enttäuscht ansieht, wie bei uns in der Demokratie, hörte mir gläubig zu und rief erbittert: „Aber duldet das liberale Volk, duldet die demokratische Lehrerschaft, duldet die sozialdemokratische Erziehungsbehörde eine derartige himmelschreiende Volksverdrümmung?“ Ich hat meinen Freund, nicht so erregt zu sprechen, er könnte sonst die Luten erwecken, nämlich die gekorbene n Ideen unserer Liberalen, Demokraten und Sozialisten. Selbstverleugern.

Sandalion, eine offene Antwort auf die Fälschungsanklage der Jesuiten

lautet der Titel der soeben im „N. Frankf. Verlag“ erschienenen Schrift des hervorragenden Naturforschers Ernst Haeckel in Jena. Die bekannten Anlagen der „Fälschung“ beziehen sich auf Haeckels Abbildungen des Embryos (Fruchtkeimes). Da nun der Embryo aller Säugetiere, Vögel und Reptilien auf der von Haeckel abgebildeten Entwicklungsstufe die Gestalt einer Schnühhohle oder Sandale trägt, nennt er ihn „Sandalion“ oder „Sandalionkeime“. Weil aber das unbefruchtete menschliche Ei ein winziges Objekt von 0,1—0,2 Millimeter Durchmesser ist, ist es selbst noch in seinem durch Befruchtung vergrößerten Zustande in der weichen Schleimhaut des Eitlers und des Fruchtkellers nur sehr schwer zu finden. Menschliche Fruchtkeime oder Sandalione „aus der ersten Woche“ sind infolgedessen noch von keinem Menschen gesehen worden. Der jüngste und kleinste Embryo unseres Geschlechtes, der gesehen worden ist, ist der vom Grafen Spee entdeckte, mikroskopisch beobachtet und abgebildet. Er ist nur 2 Millimeter lang und „vom Ende der zweiten“, also 10—12 Tage alt. Der Körper so junger Sandalione ist aber so zart und weich, daß er sich bei der Vorbereitung zur mikroskopischen Beobachtung auf dem Objektträger sehr leicht ein wenig verzieht oder verzerrt. Graf Spee hat nun den von ihm entdeckten Sandalionkeim genau so gezeichnet, wie er ihn unter dem Mikroskop sah. Vielleicht war das zarte Gebilde etwas verschoben oder verzerrt — jedenfalls ist seine Form im Spee'schen Bilde ein wenig unsymmetrisch. Haeckel ist aber mit vielen anderen Naturforschern der Meinung, daß das Sandalion im natürlichen Zustande symmetrisch sei. Er hat darum in seinen Büchern zwar wohl die Zeichnung des Grafen Spee genau wiedergegeben, daneben aber daselbe Sandalion symmetrisch verbessert dargestellt und zugleich den störenden Rest gewisser Anhängel (Dotterfack, Zottenhauf usw.), die für die bleibende Körperform bedeutungslos sind, weggelassen. Dadurch sollte dem Laien die Vergleichung des menschlichen Sandalions mit den danebenstehenden Sandalionen anderer Säugetiere erleichtert werden. „Ich bin“, sagt Haeckel, „sehr überzeugt, daß meine schematisierte Figur die wahre Körperform des symmetrischen Sandalions richtiger wiedergibt, als die exakte (— bis jetzt einzig dastehende —) Abbildung des glücklichen Finders dieses Schatzes von höchster Bedeutung; es wird also der Laie, der zum Vergleiche der Sandalionkeime des Menschen und anderer Säugetiere aufgefordert ist, aus der ersteren sich ein besseres Bild machen können, als aus der letzteren. . . Wie mit dem Sandalion, so verhält es sich auch mit den anderen Embryonenbildern, die ich „gewissenlos gefälscht“ haben soll; sie sind Schemata oder Diagnose, in denen die absichtliche Verbesserung des unzureichenden Originalbildes lediglich dazu dienen soll, das schwierige Verständnis des Objektes dem Leser zu erleichtern. Wenn trotzdem die rührige und einflussreiche Jesuitenpresse noch fortfahren wird, mich wegen solcher angeblichen Fälschungen öffentlich zu beschimpfen — „Alles zur größeren Ehre Gottes“ — so muß ich ihr selbst das Zeugnis zurückgeben: „Erbärmliche Fälschung und infame Verleumdung!“

Sozialist und Pfarrer.

(Schluß).

* Endlich erzählt uns Pfarrer Pflüger von der kirchlichen Armenpflege. Offen gestanden, wir hätten von einem Sozialdemokraten keine Verberlichung der demoralisierenden kirchlichen Wohltätigkeit erwartet. Der sittliche Wert der

Selbsthilfe, wie ihn Gewerkschaft und Genossenschaft für jeden, auch den letzten Tagelöhner, ermöglicht, ist tausendmal höher anzuschlagen als das drüßlich-demüthige Almosenempfangen. Da zudem der Pfarrer nicht aus eigener Tasche zu geben vermag, macht er sich von den Angehörigen der wohlhabenden Klassen abhängig, was vielerorts zu seelischen Einflüssen führt. Ist aber der arme Teufel in Not geraten, dann soll er von Staat und Gemeinde nur kühn und drohend fordern, denn er ist als Arbeiter der Schöpfer aller Reichthümer und damit deren natürlicher Besitzer, demütig fordern aber ist drüßlich und unmoralisch.

Welches Gebiet uns Pflüger auch zeigt, überall ist die Tätigkeit des Pfarrers für die kulturelle, ethische und soziale Entwicklung des Volkes entweder überflüssig oder schädlich — ganz abgesehen davon, daß die wenigsten Pfarrer aus modernen Motiven heraus derartige Funktionen versehen. Seine Argumentation ist für ihn selbst eine Entschuldigung, denn er hat diese positive Arbeit als Pfarrer vielleicht leisten gewollt. Seine bisherigen Berufsfolgen in ihrer großen Mehrheit aber haben nicht einmal diese modernen Absichten in ihrer Seelsorgertätigkeit. Wenn eine ziemlich große Zahl in der letzten Zeit freilich moderne Mäuren annimmt, so beweist das nur, daß die Kirche in ihrer alten autoritären Form keine Erfolge erwartet und sich darum nach neuen Mitteln des Seelenfangens umsieht. Den Beweis bietet uns der Umstand, daß nicht der gebaute Teil der mit dem Sozialismus und der modernen Weltanschauung inkompatiblen Pfarrer, die sich um die „Neuen Wege“ kümmern, den Mut haben, die Konsequenzen zu ziehen und den Pfarrerberuf aufzugeben.

Nachdem Pflüger den vergeltlichen Versuch gemacht, die praktische Tätigkeit des Pfarrers modernen Menschen plausibel und als notwendig darzustellen, beginnt er den Beweis, daß er als moderner Mensch und Sozialist religiös sein kann. Da konstatiert er vor allen Dingen eine zunehmende Versöhnung von Sozialismus und Christentum. Nun verwechselt Pflüger die politischen Konventionen der sozialdemokratischen Partei mit dem Sozialismus. Die politische Partei der Sozialdemokratie ist nichts weiter als eine praktische Anwendung des Sozialismus auf ein bestimmtes Gebiet, Staat und Gemeinde. Zu dieser praktischen Arbeit bedarf es in gewissen Fällen der Mehrheit der Stimmbürger, wenn überhaupt etwas positives herauszuschauen soll. Um sich nun eine derartige Mehrheitsbildung zu ermöglichen, macht man der religiösen Stimmung rückständiger Volksschichten begehende Konzeptionen. Die eigentliche Arbeiterbewegung aber ist durch die Gründung der christlichen Gewerkschaften und durch das Treiben der Sektiererapostel, die aus ihrer Feindschaft zur Arbeiterbewegung kein Hehl machen, in noch größerem Gegebenen zum Christentum getreten als früher. Die theoretische Vertiefung der sozialistischen Weltanschauung, die freilich oftmals einer Verdrängung in den Köpfen der Führer gegenübersteht, macht die Kluft zwischen modernen Proletarier und Christentum immer größer. Die Religionsfremdheit der organisierten Arbeiter ist schon so groß, daß diese gar keine Gefahr in der religiösen Erziehung der Jugend mehr sehen. Wenn Pfarrer Pflüger in der eigentlichen Arbeiterklasse als gewerkschaftlicher Agitator tätig gewesen wäre, dann würde er seine Versöhnung zwischen Christentum und Sozialismus konstatieren. Er würde in vielen Arbeiterkategorien finden, daß alle Leute organisiert sind — außer den Sündern und den Katholiken. In einer solchen Situation von der vielleicht berechtigten Parteikritik auf den Sozialismus zu ziehen, heißt Vogelkrautpolitik treiben. Die Kirche und der Sozialismus stehen sich feindlich gegenüber, nur daß die Kirche den Sozialismus mehr fürchtet als vor dreizehn Jahren. Als Beweis einer zunehmenden Versöhnung der Religion mit der Arbeiterbewegung führt Pfarrer Pflüger den Umstand an, daß man jetzt die Wahl eines sozialistischen Pfarrers nicht mehr so leidenschaftlich in den Kreisen der Frommen bekämpft. Die Herren sind halt auch geriebene Politiker und wollen es mit der mächtigen Arbeiterklasse nicht verderben, aber innerlich hassen sie sie und ihre Vertreibungen mehr als je zuvor. Endlich sieht Pflüger das Erwachen religiöser Bedürfnisse in den Massen, eine Tatsache, die nach seiner Meinung den Sozialismus zwingt, die Religion des Christentums fortzuentwickeln. Auch hier verwechselt Pflüger Ursache und Wirkung. Da die betheende Kirche das Bedürfnis nach Idealismus nicht zu befriedigen vermag, weil sie zur Staatsdienerin herabgesunken, suchen die Massen neue Wege. Bevor sie nun den Weg zu neuen irdischen Idealen gefunden haben, bleiben sie bei den Sektiereraposteln eine Weile stehen und geben dann weiter. Noch vor wenig Jahren traten die dämpfen unaufgeklärten Massen, die heute die Betsäle und Kapellen aller amerikanischen und englischen Sekt en füllen, nicht an die Öffentlichkeit. Still lebten sie in der Hölle der Landeskirche. Das moderne Leben hat sie herausgejagt an die Öffentlichkeit und nun sehen wir plötzlich, wieviel Borniertheit in den Mitmenschen steckt. Die Zerstückelung der überliefereten Kirchen als Neuerwachen des religiösen Lebens! Das ist wie gesagt eine Herbeverwechslung von Ursache und Wirkung. Die Leute, die heute Sektierer und Salustiften sind und damit ins Nicht der Öffentlichkeit treten, waren gestern nicht Freireiter und Sozialisten, sondern fromme Schäfchen der Landeskirche.

Pfarrer Pflüger hat in seiner Abschiedspredigt alle jene Argumente wiederholt, mit denen er sein modernes Gewissen beruhigte, wenn er in den letzten Jahren die Widerständigkeit seines Pfarrerberufes fühlte. Alle diese Argumente scheinen ihm selbst nicht überzeugt zu haben, denn heute hat er den Briefrock abgelegt und ist Stadtrat von Zürich. So hat er denn endlich nach jahrzehntelanger Pfarrerstätigkeit den Weg ins Leben gefunden.

Er ist Stadtrat. Wer wollte leugnen, daß er als Stadtmann des Witwen-, Armen- und Waisenwesens der Stadt dem Proletariat nicht zu dienen vermag. Er kann vielleicht manche Wunde, die einer Familie im Lebenskampfe geschlagen, heilen. Aber das ist eine sozialistische Betätigung für ältere Herren, das ist nicht die Betätigung, die sich der Jüngling ausmalte, als er beschloß, sein Leben den

* Diese Broschüre kann zu Fr. 1.25 durch das Sekretariat des D. S. F. B., Zürich 1, bezogen werden.

leidenden Mitmenschen zu weihen. Der wirkliche Massen-
kampf, die revolutionäre Betätigung lernt ein Mann nicht
mehr, wenn er sich den Jüngstgen nähert. Es ist für Pflü-
ger zu spät, sein Temperament und seine Energie in den
Dienst des proletarischen Befreiungskampfes zu stellen.
Nur noch in der bürokratischen Verwaltungsma-
chine der Exekutive vermag er dem Proletariat zu nützen. Seine
Energie und seine Kraft der Jugendjahre hat ihm die
Kirche geraubt, eine riesige Menge geistiger Energie hat
ihm der Kampf mit der Orthodoxie und mit seiner eigenen
religiösen Erziehung gefohlet. Jetzt hat er gefiegt, er hat
sich losgerissen und will fortan nur dem arbeitenden Volke
dienen. Aber nun ist es zu spät, Kämpfer zu werden, nun
müß der temperamentvolle Pflüger Verwaltungsbeamter
werden.

Wenn wir die Kirche bekämpfen, dann wollen wir auch
erzielen, daß Menschen von Temperament und von der
Anlage Pflüger dem Proletariat ihre unverbrauchte Ju-
gendkraft geben können und nicht erst das bedächtige Alter,
Pflügers Lebensbild ist ein Symbol der Verbeering, die
die Kirche im Leben der Menschen anrichtet. Millionen von
wertvollen Persönlichkeiten im Laufe der letzten zwei Jahr-
tausende teilten Pflügers Schicksal und verloren ihre beste
Jugendkraft im inneren Kampfe mit einem Irrewahn.

Ein Pfarrer, der sich zum Sozialisten durchgerungen
hat, verdient unsere Hochachtung, auch dann, wenn er noch
in der Abschiedsrede unsere Bewegung etwas abschätzig be-
urteilt, — wir nehmen ihm dieses Urteil nicht übel, denn
er muß mit dem religiösen Problem, stärker gerungen
haben als mancher von uns, und er wird es darum nicht bil-
ligen, wenn eine stürmische Jugend sich über alle diese Fra-
gen mit einem kühnen Sprung ins reelle Leben hinweg-
setzt. Wir aber kennen die große Tragik im Leben dieses
Gegners unserer Bewegung. Ein Mann, der die besten Ju-
densjahre einem Kampfe zur Heberwindung eines Abwun-
dungsgeopfert und jetzt zwar Sieger ist, aber der den Sieg
nur noch in der Bürokratie zu feiern vermag! Man wird
endlich einmal eine Zeit kommen, in der der Geist des Men-
schen sich frei entfalten kann, ungehemmt vom abergläu-
bigen Göttern, einem letzten Morgen entgegen? — Unsere
Enkel, die in einer derartigen Zeit leben werden und die
das kulturhistorische Dokument der Pflügerischen Abschieds-
predigt lesen werden, werden ein so tiefes Mitleid mit
Pflügers Tragik als Sozialist und Pfarrer haben, wie wir
bei der Geschichte der Märtyrer der Inquisition. Der Pro-
fanitätsmus zwingt die in seinem Geiste erzagenen wert-
vollen Persönlichkeiten, den feinsten Scheiterhaufen zu be-
treten, wenn sie sich zum Freidenkertum durchringen wollen.
Eine spätere Zeit wird es nicht begreifen, daß Stadtrat
Pflüger ein Gegner der Freidenkerbewegung war!

Der Modernisteneid.

Wenn es nicht wahr wäre, würden wir es als einen gu-
ten Witz betrachten und unseren Lesern unter der Rubrik
„Humoristisches“ bringen. Man stelle sich vor, wir lebten
anno 2000 und lesen in einem Geheimschrift:

„Es war im Jahre 1910 nach der Geburt eines Se-
tegründers in Nagareth (Türkei). In Rom lebte ein
Papst, der eine Reihe damals schon veralteter wissens-
schaftlicher und theologischer Lehrgänge herausgab. Diese
Sätze wurden, wie es damals schon üblich war, kritisiert
und zum Teil als veraltet und sinnlos hingestellt. Die
Kunst des Buchdrucks war um diese Zeit leider bereits
erfunden und es war damals schon möglich, daß Ideen,
die der eine Mensch hat, allen anderen zugänglich gemacht
werden. Dem Herrn Sarto in Rom war dies nicht an-
genehm, denn dadurch bekamen auch Leute, die ihn als
Papst anerkannten, diese abfälligen Urteile über seine
Lehrsätze zu Gesicht. Er versahel auf ein sehr einfaches
Mittel, um die schädliche Wirkung dieser Kritiken zu ver-
hüten:

„Alle katholischen Professoren, Lehrer, Pfarrer, Prie-
ster und sonstige Leute, die nach der Natur ihres Berufes
in Gefahr kamen, die Papstkritiken zu lesen, mußten
schwören, niemals etwas von dem Gelesenen in ihr Hirn
aufzunehmen. Sie mußten schwören, jeden Fortschritt
der Wissenschaft nur dann zu glauben, wenn es von Rom
aus erlaubt wird. Sie mußten schwören, das eigene
Denken auf das Minimum zu reduzieren, was zum Nah-
rungserwerb dringend notwendig ist. Alles andere Den-
ken war in seinem Ziel, den Gedanken, nur dann erlaubt,
wenn es im Vatikan zu Rom bereits vorgezeichnet war.“

Der Leser aus dem Jahre 2000 wird meinen, es handle
sich um eine Geheimschriftsfindung, ein solcher wahnsinniger
Eid kann doch von niemanden geschworen worden sein, der
bei Sinnen gewesen ist. Er wird deshalb die zeitgenössigen
Zeitungen nachschlagen und er wird finden, daß im Jahre
1910 zehntausende gebildeter Menschen durch Schwur dar-
auf verpflichtet haben, selbst zu einer Weltanschauung zu kom-
men. Zehntausende von gebildeten Menschen haben in die-
sem Jahre erklärt, sie werden einen Satz nur dann als
wahr anerkennen, wenn es von seiner Heiligkeit, Herrn
Sarto, anerkannt werden wird.

Der Leser aus dem Jahre 2000 wird in seinem Ge-
heimschriftsbuch noch weiter blättern und da wird ihm die Lö-
sung dieses Rätsels klar werden. Es wird ihm von Seite
zu Seite deutlicher werden, daß die geistige Macht des Pa-
pismus im Rückgang begriffen war. Er wird erken-
nen, daß der Papst und die Bischöfe Gewaltmittel anwen-
den mußten, um ihre Schiffe zu halten. Er wird lesen,
daß die Kirche, die in der Zeit ihrer größten Macht stärker
war als der Staat, sich nur noch halten konnte, weil der
Staat sie untertützte und im Interesse des Bürgerturns
härkte. Der Leser nach einem Jahrbuch wird sich das Buch
der Kulturgeschichte aus der Hand legen und sich sagen: Es
ist doch merkwürdig, daß die Anwendung der Gewalt und
des Zwanges immer ein Zeichen nahender Schwäche ist!

Aus dem Klosterleben.

Czenstochau! Ein heiliger Schauer durchdrann jeden
frommen Katholiken, so lesen wir in einem Originalbericht
unseres österreichischen Bruderorganes, wenn er von dieser
erhabensten Stätte der Marienverehrung hörte. Dem all-
jährlich walten zur schwarzen Maria in dem hohen, von
Zuwelen und Gold mythisch glänzierenden Dom unweit der
deutschen Grenze in Russisch-Polen dreimalhunderttausend
fanatisch begeisterte und auch wirklich auf Erlösung von je-
dem menschlichen Leide hoffende Fromme aller Weltteile
und im letzten Jahre schon das Heer der Wallfahrer auf
500.000 an! Und welche Mut erfasste diese Menge, als ihr
die frommen Mönche von Czenstochau schon vor Jahresfrist
mit tränenvollem Grimm erzählten, daß entsetzliche Räuber,
wahrscheinlich Aetheisten das Heiligtum beraubt hätten.

Sytherische, an Bahjnium grenzende Religiosität, die von
der katholischen Kirche liebevoll genährt wird, weil der gut
altheldische Brauch des Opfers an gewissen Stätten den
Pflanzen stets Krone von Gold lieferte, die ließ, um die
wunderbare Muttergottes zu besänftigen, nun um je mehr
Geld fließen, um Rubel und Kopeke, Zuwelen und Gold
füllten die Schatzkammer des Klosters. — Da fährt wie
ein Blitz die Nachricht von der Verhaftung eines dieser
Koulanermonche von Czenstochau in alle Welt. Dama-
rius Macoch ist der Name dessen, der mit seinen Greuel-
taten alle Legenden zerstört hat und der katholischen
Moral einen Todesstoß versetzt hat. Er und
seine Mitmönche waren die Räuber, die seit Jahren plan-
mäßig das Kloster beraubt und bestohlen haben. Macoch,
der römisch-katholische Priester, ein blutbesetzter
Mörder, spendete mit den Diebstählen täglich dem
gläubigen Volke die Sacramente und wälzte sich abends im
Streife seiner würdigen Witzpaffen in den ärgersten Orgien,
spottend der Dummheit des gläubigen Pöbels.

Doch wir wollen diese Schandaten der Reihe nach be-
leuchten. Vor allen hat die Untersuchung ergeben, daß Macoch
um viele, viele Millionen Rubel Diamanten vom „Gnaden-
bilde“ herausgebrochen, falsche Steine dafür eingetauscht hat,
daß er aus den goldenen Kronen der Madonna die Brillen-
tafeln herausnahm, dafür gläserne hineingesetzt und zuletzt
das ganze Diadem gestohlen und vergraben hatte! Zusammen
mit der Geliebten, mit der er die Nächte in allen mög-
lichen Ausschweifungen durchbrachte, hatte er dieses Kleinod
der Maria an sich gerissen. Systematisch plünderter Macoch
und seine Diebsgefelln, lauter fromme Mönche, die Schatz-
kammer, verbanden sich mit Vordellen und setzten dort ihre
gleisende Ware gegen schönes Menschenfleisch um, mit dem
man unterm Wille der Maria mündliche Taten der Unzucht
ausführte. Das Geschäft ging gut! Lag vielleicht der Ge-
gen des Himmels darauf? Der nicht, aber der Sühn der
Dummheit, der abgrundtiefen, des Volkes.
Den Mädchen gaben die Mönche, bevor sie sich mit ihnen
herumwälzten, die Absolution für die zu begehenden Sün-
den. Welcher Freidenker, welcher fanatische Freimaurer,
hätte das Institut der Beichte ehedem verurtheilt und in
tieferen Schlamm ziehen können, als es diese frommen
Mönche durch ihre bestialische Tat getan haben. Innerliche
Reichthümer wurden verschwendet, denn jeder Pfaffe
hatte seine „Dame“, von denen eine z. B. 60.000 Rubel von
ihrem besitteten Liebhaber bekam, eine andere Pferd und
Wagen. Ja, so liebebrünftig war dies heilige Kloster, daß
bei einem Mönche allein 200 Liebesbriefe gefunden wur-
den. Trotz alles katholischen Glaubens und aller religiösen
Sittlichkeit hatten diese würdigen Diener Gottes 20 Gel-
ten mit den skandalösesten perverben Apparaten für einen
menschenunwürdigen geschlechtlichen Verkehr bestimmt und
zwölf blutjunge Mägdelein wurden allabendlich, wenn drau-
ßen das Volk die dunkle Kirche verlassen, zum Liebessienste
durch Wagen in die Gottesräume des allerfrümsten Klo-
sters der Christen geholt und erst am frühen Morgen wie-
der fortgeführt. Und noch ist der Gipfel des Verbrechens,
den je ein vernünftiger Mensch erriethen hat, nicht erkomen.
Zum Raube, zur tierischen Ausschweifung tritt noch
das gruselige Schenkel des — Brudermordes. Ja,
in stiller Klosterzelle fuhr des Mönches Macoch Art heim-
lichlich auf das Haupt des Bruders, der mit Entzü-
llungen gedroht hatte.

Und warum diese Mordtat? Macoch hatte nämlich seine
eigene Geliebte, eine Telephonistin, mit der dieser „hoch-
würdige Gemeinthe des Herrn“ schon früher Hott gelebt
hatte, dem Bruder verheiratet, um ungefordert seine Liebes-
bedürfnisse stillen zu können. Als nun der Bruder der Un-
treue seiner Gattin auf die Spur kam, ergrimmte er und
drohte, von den Diebstählen der Welt zu erzählen. Da er-
bob der Pfaffe das Mordbeil und vollbrachte die Krains-
tat. Und leise kriecht der entsetzliche Verdacht heran, daß
Macoch im Vereine mit den andern Pfaffen noch mehrere
andere Mönche durch Gift ins „Jenseits“ geschickt habe,
weil diese nicht länger hatten dem Greuel zuschauen wollen.
Dem Macoch standen ebenbürtig zur Seite P. Njbor, P.
Wasilius u. a., die nachmittags die Sünden vergaben und
abends mit dem Nachschlüssel als geübte Gauner die Schatz-
kammer erbrachen. Jeden Tag genoß Macoch den „Leib
des Herrn“ bei der Messe und hatte doch blutbesetzte Fin-
ger, er predigte von der Sittenreinheit der Madonna und
war geschlechtskrank. Und diese pefflienzartige Fäulnis,
dieses Zusammenbrechen alles frommen Glaubens — denn
wer wird noch an die hl. Maria glauben, wenn sie ruhig
diese Greuelthaten geschähen ließ? —, diese entmenschte Ver-
höhnung aller dem Volke vorgepredigten „heilighen“ Güter
droht eben die Reute, deren Geschäft es ist, die Menschen zu
verdummten, hat all das etwas die römische Kirche veran-
laßt, Czenstochau, diesen Zufluchtsort der Armen im Geiste,
und die verborgene Stätte titanischer Laster, zu sperren,
aufzuheben, dem Schwindel von Wundern und heiligen
Wassern ein Ende zu machen? Nein! Nur andere Geis-
liche hat man eingetauscht, damit das Geschäft nicht stode.
Wenn auch täglich neue Schandaten bekannt werden: daß
in den Zellen der Mönche Tausende von Mädeln unter den
Füßböden versteckt aufgefunden wurden, daß P. Pajl mit
den vom Muttergottesbilde gebrochenen Zuwelen nicht nur
Maitressen auswählt, sondern auch unter falschem Namen

betrügerische Manipulationen ausführte, so weiß der „Un-
fehlbare“ zu Rom nichts anderes zu tun, als die Fromm-
gläubigen zur Geldsammlung für eine neue Krone aufzu-
fordern! Wie abgrundtief dümm mußt doch Rom seine Völ-
ker schätzen!

Rom hat auch gut kalkuliert, denn kaum wird die erste
Empörung verlobert sein, werden die Volksmassen
aufs neue durch die Pfaffen eingeluht, weiter walfachen.
Denn es fehlt dort wie fast überall dem Volke energische
Aufklärung. Tausendmal muß es laut erdröhnen, daß
Weibe und Sacrament, Beichte und Heiligensbild, Kerzen
und Weihrauch nur Schein und hohle Leuchtigkeiten sind
und bleiben, um Geld zu erlangen. Das, was zu Czenstochau
die Welt augenblicklich entsetzt hat, geschah und geschieht
bald in der Art, bald in jener übera l l , soweit Pfaffen-
und Audentum herrscht. Nirgend kann die Saat herla-
ter Erziehung eine andere sein, weil die Sittenlehre der
Pfaffen stets nur eine spanische Wand für alle Verbrechen,
die der Mensch begehen kann, war. Czenstochau ist nur die
würdige Fortsetzung des Schulpanamas in Berlin und des
Vordellschuldirektors Hof, ist nur die riesenhafte Erweite-
rung des Kärntner Defraudationskandals, er ist kurzum
nur der einzig mögliche Schlußstein jenes Gebäudes der
Heuchelei, Niedertraut und Frömmelei, das durch nahezu
2000 Jahre die Erde durch Inquisition aller Art zu knebeln
suchte.

Die Ereignisse in Spanien und Portugal wirken mächtig
auf die Geister und Vater Damarius konnte fürwahr
feinen besseren Augenblick wählen. Wir Freidenker stehen
nun vor unserm Volke und haben augenblicklich nichts an-
dres zu tun, als mit dem Finger auf Czenstochau weisend
die Worte der Frau Bodenat aus Hauptmanns „Einfamen
Menschen“ zu wiederholen: „Seht Ihr? Seht Ihr? Seht
Ihr nun?“

Unsere Bewegung.

An die Sektionskassiere ergoht hiemit der Aufruf, noch
vor dem 15. Januar die weitmöglichsten Beträge der Bun-
deskasse aufzuliegen zu lassen, da wir jeden mit Abschluß un-
serer Bücher beschäftigt sind und einzelne Sektionen mit
ihren Zahlungen noch etwas im Rückstande sind.

Der Bundeskassiere: M u j i l .

Freidenker-Verein Schaffhausen. Im vergangenen
Monat hielt in unserem Verein Herr Dr. med. S. Gros
aus Zürich IV einen populär-wissenschaftlichen Vortrag
über: „Ein Blick in das Innere des Menschen“. Der
Saal des Hotel Schiff war ziemlich gut besetzt. Vorab
war das zarte Geschlecht zahlreich anwesend. In ca. 11/2
stündigem Referat führte uns der Referent an Hand eines
vollständig zerlegbaren Modells des menschlichen Körpers
von Lebensgröße das ganze Gebtrie, Bau und Tätigfeit
unseres Organismus vor, beginnend mit dem Knochen-,
Muskel- und Nervensystem, beim leterten noch die verber-
lichen Wirkungen des Alkohol in jeder Form erläuternd.
Dann ging er über zur Erklärung der verschiedenen Appa-
rate und deren Tätigkeiten: Verdauung, Atmung, Blut-
bewegung etc. Alle Ausführungen waren immer durch
praktische Nachschläge gewirgt.

Die Erläuterungen des Herrn Dr. Gros waren wirk-
liche und notwendige Nachschläge für jedermann, sodak wir
denselben nur bestens empfehlen können. Str.

Aufruf zu einer Haedel-Spende.

Freude! Mitstreiter!

Ernst Haedel hat seinen Austritt aus der Kirche
vollzogen und damit seinem gewaltigen Lebenswerk den
Schlußstein aufgelegt. Gerade weil Ernst Haedel bedächtig
wiegend jahrzehntelang gezeigert hat, den letzten Schritt
zu tun, das letzte Band zu lösen, das ihn noch mit einer
Konfession verknüpfte, wird der Eindruck auf Tausende ein
außerordentlicher sein und sie zu dem gleichen Schritte auch
äußerlich antreiben, den sie innerlich schon längst vollzogen
haben.

Als der Bahnbrecher der Entwicklungsidee, als der Vor-
kämpfer einer neuen, monistischen Welt- und Lebens-
anschauung, wie kein anderer von den kirchlichen Vertretern
der dualistischen Weltanschauung und ihren Handlangern
mit giftigstem Hass verfolgt, als größter deutscher Natur-
forscher von Weltruhm nicht einmal einer Einladung zur
Zuhilnahmefeier der Berliner Universität für würdig er-
achtet, steht Ernst Haedel auch heute noch, an der Schwelle
des Patriarchenalters, vom Kampf umtobt da, in seiner
Perion, in seiner wissenschaftlichen Ehre von Dunkelmännern
und Theritesnaturen beschimpft.

Sein Austritt aus der Kirche und die Siebe, die er in
seiner neuesten Schrift „Sandalon“ gegen seine Feinde
ausstelt, wird alle reaktionären Zunftkitt, wird das ganze
Mudel seiner Feinde aus beiden Kirchenlagern aufs neue
gegen ihn auf den Plan rufen.

Wir aber, die wir schon längst, innerlich und äußerlich,
den Bruch mit der Kirche vollzogen haben, wir, die wir
in Ernst Haedel vor allen den aufstrebenden Charakter und
unerlöschlichen Vorkämpfer einer kirchenfreien, moni-
stischen Welt- und Lebensauffassung verehren, wir wollen
uns noch einmal im Geiste an seinem Lebensabend um ihn
scharf und ihm in einer Ehrung unser Dankgefühl zum
Ausdruck bringen für alles, was er in seinem langen, ar-
beitsreichen Forscher- und Kämpferleben für den einsigen
endgültigen Triumph des freien Gedankens gewirkt hat.

Nichts von lärmenden Festen, öffentlichen Guldigungen,
Haedelzügen oder dergl.; wir vor allen wollen dem freien
Gelehrten die Ruhe nicht stören. Aber bedenken wir wie-
der der Schöpfung seiner letzten Jahre, an der sein ganzes
Herz hängt, bedenken wir des phyletischen Mu-
seums in Sena, das dazu bestimmt ist, alle Dokumente
zur Stammesgeschichte des Menschengeschlechts zu sam-
meln, und das noch mancher Ergänzungen bedarf, um lücken-
los dazustehen.